

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 40 (1935-1936)
Heft: 5

Artikel: Der Silberstrauss : ein Märchen
Autor: Christinger, Wera
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-313183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Silberstrauss - Ein Märchen

In einem wunderbaren alten Garten stand einmal ein kleines Schloss. Darinnen wohnte ein reicher Mann mit seinem einzigen Töchterlein. Es war schön und zart wie eine Blume und hiess Sillah. Der Vater liebte es unsäglich und er dachte immerfort, womit er es erfreuen könnte, denn das kleine Mädchen war blind seit einer schweren Krankheit. Er hatte alle Ärzte kommen lassen, von denen er wusste, dass sie tüchtig waren und jeder versprach, das Kind zu heilen. Zuerst liess es geduldig alles mit sich geschehen, aber als seine schönen veilchenblauen Augen doch tot blieben, durfte niemand mehr in seine Nähe kommen. Die meiste Zeit verbrachte Sillah mit ihren drei Kameraden im Park beim Springbrunnen. Da war sie glücklich und auch so gut behütet, dass ihr nichts geschehen konnte. Voraus hüpfte stets ein Eichhörnchen, Koböldchen genannt, das der Hofnarr der kleinen Gesellschaft war und die lustigsten Sachen anstellte. Sillah verstand alles, was es zu berichten wusste von seinen vielen Erlebnissen. Nach dem Eichhörnchen folgte die Gräfin. Das war eine schwarze Riesenkatze, um den Hals hatte sie einen gelben Streifen und das sah aus, wie wenn sie eine Kette trüge. Ausserdem hatte sie wunderbare Goldaugen, die leuchteten wie zwei ganz kleine Sonnen, wenn sie zufrieden war. Hatte sie aber Ärger, manchmal wegen Koböldchen, so wurden die Augen grün und gefährlich und dann machte das Eichhörnchen, dass es ganz schnell aus ihrer Nähe fort kam. Trotzdem die Gräfin so vornehm aussah in ihrem schwarzen Samtkleid, hielt sie es doch nicht für zu gering, Türhüterin zu sein. Niemand durfte ins Haus hinein, wenn sie nicht Platz machte. Für Sillah allein öffnete sie alle Türen. Dann war noch ein grosser weisser Hund da, der immer auf das Mädchen aufpasste. Er hiess Siebenmann, weil er so stark war wie sieben Männer.

Nun war bald Weihnachten und der Vater fragte sein Kind jeden Tag, was es sich wünsche und jedesmal sagte es leise: «Nichts», oder dann hatte es nur einen Wunsch für seine Kameraden. Der Vater wurde traurig und fragte jeden Morgen aufs neue, als nun nur noch zwei Tage vor Weihnachten waren, versprach Sillah, es morgen zu sagen.

Andern Tags, schon sehr frühe, kam der Vater zu seinem Kinde, und er freute sich, jetzt endlich zu erfahren, was es sich wünschte. Es sah so feierlich aus und die toten Augen glänzten so glücklich wie in der Zeit, als es noch fröhlich herumhüpfen konnte. «Nun, Sillah?» fragte er und nahm sein Töchterchen in die Arme, «was wünschst du dir jetzt?»

«Den Silberstrauss», sagte es ohne Besinnen, und dann erzählte es, warum es gerade diesen einen Wunsch habe. Es war in der Nacht aufgewacht, es hatte gehört, wie die Gräfin seine Tür aufmachte. Da stand eine Fee an seinem Bett mit einem Silberstrauss, der wie ein Licht leuchtete. Es hatte sich aufgerichtet – die silbernen Blätter hatten gewispert und sich zu ihm geneigt. Die Fee lächelte liebevoll und sagte leise: «Morgen siehst du ihn wieder – morgen gehört er dir.» Dann war sie verschwunden. Sillah hatte sie ganz deutlich gehört und gesehen. Sie hatte Sternenaugen gehabt und Haare wie schwarze Seide, mit silbernen Blumen darin. Wenn es nun den Silberstrauss bekam, dann, o dann konnte es gewiss wieder sehen wie in dieser Nacht einen Augenblick und es wurde wahr, was die Fee versprochen hatte: «Morgen siehst du ihn.»

«Du sollst deinen Silberstrauss haben», versprach der Vater, küsste sein

Kind und machte sich auf den Weg in die Stadt. Er ging zu seinem besten Freund, der ein Goldschmied war, und sagte ihm von seines Kindes Wunsch. Obwohl der Goldschmied noch viel zu tun hatte, so kurz vor dem Fest, rief er doch alle seine Gesellen zusammen. Sie mussten alles liegenlassen und silberne Blätter hämmern mit feinen Rippen darin. Dann wurden die Blätter an langen Stielen befestigt und der Meister legte selbst noch die letzte Hand an, bog und formte, so dass es zuletzt ein prachtvoller Strauss war. Voll Glück und Freude kam der Vater zu seinem Kind mit dem Kunstwerk; er hätte unmöglich warten können bis am Abend. Sillahs Hände strichen ganz zart darüber hin. « Sie leben nicht », sagte sie traurig und legte den Strauss beiseite.

Da machte sich der betrübte Vater wiederum auf den Weg. Er ging zu einem andern Freunde, der war ein berühmter Gärtner und hatte ein Treibhaus mit allen Blumen und Pflanzen, die es auf der Erde gab. Aber der Freund schüttelte den Kopf, als er von dem Wunsch hörte. « Das sind Traumpflanzen », sagte er, « solche wachsen nicht bei mir. » Er schritt aber doch mit dem Vater durch alle die unendlich grossen Glashallen; nirgends aber glänzten silberne Blätter und der arme Vater war ganz niedergeschlagen. Nun wollte aber der Freund nicht, dass er leer fortgehen müsse. Auch er, der Gärtner, hatte das liebliche kleine Mädchen gern, und es tat ihm leid, dass Sillah immer so im Dunkeln sein musste. Er schenkte dem Vater eine wunderschöne Pflanze, obwohl er sie nicht gern hergab. Sie hiess « die Eiskönigin » und war ganz übersät mit glashellen Tropfen, die wie Diamanten funkelten.

« Sieh, das lebt nun », sagte er voll Freude, als er mit der seltenen Pflanze ins Zimmer trat. Sillah neigte ihr Köpfchen darüber und ihre feinen Fingern berührten Blätter und Stengel.

« Es sind gefrorene Tränen », sagte sie traurig und stellte die Eiskönigin auf den Boden.

« Beschreibe mir deinen Silberstrauss noch einmal », bat der Vater, dem des Kindes Traurigkeit weh tat. « Du sollst ihn gewiss haben. »

Aus Sillahs Augen strahlte wieder das überirdisch zarte Licht wie am Morgen. « Es sind silberne durchsichtige Blätter, viele zusammen an langen Stielen. Es ist ein Silberstrauss. »

Da suchte der Vater den dritten Freund auf, den gelehrtesten Mann weit herum. Der besass alle Bücher der Welt und konnte alle Dinge erklären. Aber er wehrte gleich ab, als er von dem Wunsch hörte. « Gibt es nicht », sagte er und nur dem Freund zuliebe blätterte er in dem einen und andern Band, doch umsonst. Schliesslich gab er dem Vater den Rat, die Dienerschaft aufs Land hinaus zu schicken. Es war ja möglich, dass das Volk, das einfältige Volk, etwas von einer solchen Pflanze wusste. Diesen Rat befolgte der Vater, und bald darauf stob die gesamte Dienerschaft auseinander und jeder hoffte, er finde schnell einen solchen Strauss und bekomme dann die versprochene grosse Belohnung.

Aber auch dem Vater liess es keine Ruhe. Er schaute noch einmal nach Sillah – sie sass am Fenster in ihrem Rosenzimmer, das neben dem grossen Saale lag, und hatte Siebenmann als Schemel zu ihren Füßen. Da machte auch er sich noch einmal auf die Suche nach dem Silberstrauss. Nachdem er gegangen, legte sich die Gräfin vor das goldene Portal und das Haus lag still und schien ganz verlassen. Koböldchen nur stöberte im Park herum, klopfte von Zeit zu Zeit an Sillahs Fenster und berichtete, was draussen lief und geschah.

Der Vater wusste nicht, wohin er eigentlich wollte; er war ganz in Gedanken versunken und achtete nicht auf den Weg. Eine Schar Krähen folgte ihm, die er zu verscheuchen suchte, doch umsonst. Er stolperte über einen Stein, und als er umher schaute, kam ihm die Gegend ganz fremd vor, und er musste sich besinnen, woher er eigentlich gekommen sei. Nirgends war ein Haus zu sehen und kein Mensch begegnete ihm. Er suchte nach einem Wegweiser, aber da kam plötzlich ein dichter Nebel, und er sah gar nichts mehr und dachte immer nur an den Silberstrauss. So lief er viele Stunden lang, und es war schon dunkel, als er endlich von ferne Lichter sah. Das war seine Stadt, die ihm winkte. Ganz traurig kam er auf sein stilles Haus zu. Die Gräfin stand auf und liess ihn eintreten; ihm schien, als schauten die Goldaugen vorwurfsvoll auf seine leeren Hände. Es war ihm nicht möglich, seinem Kinde unter die Augen zu treten und nichts zu bringen als eine Ausrede. Auf den Fußspitzen ging er über die dicken Teppiche in den grossen Saal, wo die Weihnachtstanne stand mit ihren hundert weissen Kerzen. Er setzte sich in den dunkelsten Winkel und verbarg sein Gesicht in den Händen. Was nützte ihm nun all sein Reichtum? Nicht einmal einen Weihnachtswunsch konnte er damit seinem Kinde erfüllen. Und wenn er einen ganzen Sack voll Gold ausschütten würde, konnte er seinem Kinde doch keinen Silberstrauss in die Hände legen.

Um dieselbe Zeit lebte draussen in einer einsamen Gegend eine arme Mutter. Sie wohnte in einer kleinen Hütte und arbeitete unverdrossen und freudig, um ihre fünf Kinder nicht Mangel leiden zu lassen. Diese Kinder waren ihr Himmelreich und dies zu erhalten, war ihr einziger Wunsch. Mit ihrem Webstuhl schaffte sie für alle, und solange sie genügend Arbeit hatte, litten sie auch keine Not und waren glücklich und zufrieden. Eines Tages aber hiess es, eine Diebin mache sich überall bemerkbar, die nehme allen Menschen die Arbeit weg und verstecke sie. Und man konnte ihr gar nichts tun; niemand wagte es, sie zu ergreifen und doch hatten alle Furcht vor dieser grauen Königin. Die Mutter hörte auch von ihr und es wurde ihr angst. Doch die Kinder trösteten sie: « Zu uns kommt sie nicht; wir sitzen in unserm Winkel und sie findet uns nicht. » Aber eines Tages kam sie doch herein, als die Mutter schnell draussen war und die Türe nicht geschlossen hatte. Da nahm die graue Königin das Gewebe weg und schlich unbemerkt davon. Die Mutter weinte heisse Tränen, als sie wieder hereinkam. Nach einer Weile, als sie etwas ruhiger geworden war, ging sie fort, um die mächtige Königin zu suchen, die ihr die Arbeit weggenommen hatte. Sie wollte sie bitten, dass sie ihr, einer so armen Mutter, das Gewebe doch wieder gebe. Sie kam zu einem Haus, vor dem viele Menschen standen und sie fragte, ob sie die Königin in dem weiten grauen Mantel nicht gesehen hätten. Sie machten Fäuste, schimpften und sagten: « Grad jetzt ist sie da vorbeigegangen, diese elende Diebin, aber es ist, wie wenn sie Flügel hätte. Sie ist wie eine Fledermaus und schon über dem Berg, dort hat sie eine mächtige Burg und darinnen alles versteckt, was sie uns gestohlen hat. Und niemand kann zu ihr – es ist ein tiefer, tiefer Graben um die Burg herum. »

Da ging die Mutter betrübt heim und setzte sich an den leeren Arbeitsplatz und sann und sann, was sie jetzt anfangen könnte. Sie merkte es nicht, dass sie aus ihren traurigen Gedanken eine schwere Kette machte, so schwer, dass sie dieselbe kaum mehr heben konnte. Die Kinder aber nahmen die Kette und versuchten, sie vor das Häuschen zu schleppen. « Du schwarze

Schlange du, du böse », sagten sie, « fort mit dir », aber sie kamen nie weiter als bis zur Türschwelle damit.

Über all dem war es Winter geworden; zum Glück war immer noch kein Schnee gefallen und die Kinder mussten wenigstens nicht frieren. Aber ihre Kleider waren sehr dünn und ihre Schuhe durchgelaufen. Sie wären es gewiss längst gewesen, wenn die Kinder nicht jeden Tag die Schuhe ausgezogen hätten, sobald sie ein Stück unterwegs waren. So liefen sie barfuss den langen Schulweg. Aber das wusste die Mutter nicht. Sie wusste nur, dass ihre kleine Barschaft in der langen Zeit aufgebraucht war, dass sie jeden Morgen die Brotscheiben dünner machen musste und dass sie nun nichts mehr besass als eine Handvoll Maiskörner. Aber die Kinder waren so genügsam und trösteten die Mutter immer wieder. « Nun ist ja bald Weihnachten », sagten sie, « dann kommt ein Engel vom Himmel herunter und es geschieht ein Wunder. »

Ja, das wusste sie, dass morgen Weihnacht war und deshalb war ihr Herz so traurig. Ihre Hände waren leer. Eine ärmere Mutter gab es gewiss nicht auf der Welt. O, wenn doch die Kinder recht hätten! Wenn doch nur ein Engel käme, ihr zu helfen.

Als sie so dasass in ihrem Jammer, tat sich die Türe auf – es kam jemand herein und sagte: « Geh zum Brunnen. » Sie erschrak und wandte sich um, aber ihre Augen waren verschleiert von den Tränen und sie sah nichts. Die Türe war offen; sie rieb sich die Augen klar – weit und breit war niemand zu sehen. Und doch hatte sie deutlich gehört, dass eine Stimme gesagt hatte: « Geh zum Brunnen. » Sie lief um das Häuschen. Ein Brunnen war wohl da, aber er hatte kein Wasser mehr, in der langen Trockenheit war er versiegt. Was sollte sie nun da tun? Sie setzte sich auf den Brunnenrand, legte die Hand auf die kalte Röhre und schaute in den Trog hinein. Nichts als welke Blätter lagen darin. Der Wind kam und wehte ein gelbes Blatt in ihren Schoss, noch eines, noch eines. Es war wie ein Geschenk. Und nun öffneten sich die dünnen verwelkten Hüllen wie von selbst und wie wunderbar – silberne Blätter, wie Seide so zart und schön, lagen in ihrer Hand. Sie schaute auf, wieder sank ein Blatt in ihren Schoss, eines ums andere schwebte heran, und nun sah sie, dass da beim Brunnen ein grosser Strauch war, den sie noch gar nie gesehen hatte. Sie holte eine Schere und schnitt Zweig um Zweig ab. « Nun kann ich meinen Kindern doch noch etwas Schönes schenken », dachte sie in grosser Freude. – – –

Immer noch sass Sillahs Vater in seinem Winkel; es war dunkel geworden und er glaubte auf einmal, Schritte in der Halle zu hören. Vielleicht war einer von den Dienern zurückgekommen. Er stand auf; er wollte nun mit seinem Kinde reden und es trösten. Im stillen hoffte er, es habe sich nun inzwischen anders besonnen. Leise machte er die Türe auf und ging in das Rosenzimmer hinein. Ja, dort am Fenster sass immer noch Sillah, Siebenmann als Schemel zu ihren Füßen, das Gesichtchen der Türe zugewandt, die nach der Vorhalle führte. Sie schien auf etwas zu lauschen; nun hörte man auch wieder die leisen Schritte. Die Gräfin machte die Türe auf und ein ärmlich gekleideter Junge trat herein, hinter ihm ein kleineres Mädchen, das fast verdeckt wurde von etwas Hellem; es war, wie wenn es ein Licht trüge. « Der Silberstrauss! » rief Sillah und stürzte auf die Kleine zu. « Mein Silberstrauss! » rief sie noch einmal in unsäglicher Freude und umschlang ihn samt dem Mädchen. Ihre Augen waren wie zwei Himmelslichtchen. « O Vater », sagte sie flehend und kam mit dem Silberstrauss auf ihn zu, « warum machst du ein so erschrockenes

Gesicht?» Da begriff er, dass ein Wunder geschehen war, so gross, dass es nicht zu fassen war und seine Augen füllten sich mit Tränen. Sie fielen auf den Teppich und Koböldchen zog eilig ein Blatt aus dem Strauss, den der Goldschmied gemacht hatte und von dem niemand etwas wissen wollte. Mit diesem glänzenden Schäufelchen hob es alle Tränen auf, huschte davon in den Saal nebenan und verstreute sie auf den Tannenzweigen. Dann steckte es ein Kerzchen an im Kamin und schwang sich damit auf die Weihnachtstanne, auf die oberste Spitze und von Ast zu Ast, ringsherum, bis alle hundert Kerzen brannten und die Zweige hüpfen alle vor Freude auf und ab. Es fand, man sei jetzt lange genug im Dunkeln gestanden. Dann öffnete die Gräfin die Saaltüre und liess alle eintreten, und alle mussten einen Augenblick die Augen zumachen vor soviel Glanz. Koböldchen sprang zurück, holte die Eiskönigin und stellte sie vor Sillahs Füsse und siehe da – es waren alle die Eisperlen aufgetaut und zu rosigen Blütensternchen geworden. «Nun ist es ein Freudenbäumchen», sagte Sillah und gab es dem kleinen Mädchen in die Arme. Da dachte das Koböldchen: «Das hab' ich gut gemacht, ich bin doch ein tüchtiger Kerl. Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte niemand den Silberstrass entdeckt in dem kleinen Häuschen. Ich aber habe ihn mit einem Schwung gepackt und die Kinder sind mir nach über Stock und Stein, bis sie endlich begriffen haben, dass der Strass hierher musste um jeden Preis. Nun soll aber der Bub auch etwas bekommen.» Und es holte den verachteten Strass aus echtem Silber und gab ihn dem Jungen in die Hände. Der kam sich mit-samt dem Schwesterchen ganz verzaubert vor und sah ein wenig schüchtern bald auf das schöne fremde Mädchen, bald auf den Vater. Der nickte ihnen glücklich zu. Nun sprang die Gräfin von einem Fenstersims zum andern und machte alle Flügel weit auf. Da klangen von nah und fern die Weihnachtsglocken und alle sangen: Freude, Freude, Freude! Wera Christinger.

Die Verfasserin dieses und anderer Märchen hat beim Preisausschreiben der «Schweizer Illustrierten» für eine neue Vaterlandshymne einen Preis erhalten für ihre Dichtung.

Herbstakademie der Zürcher Kulturgesellschaft über Fragen der Erziehung und der Schule

18. bis 22. November 1935

Diesmal war Seminardirektor Schohaus für den Vortragszyklus gewonnen worden. Die Veranstaltung war für jedermann zugänglich und darum auch von Eltern und Schulfreunden zahlreich besucht.

Die Themen waren: Macht und Grenzen der Erziehung, Autorität und Freiheit, Strafproblem, Persönlichkeit und Gemeinschaft, Die lebensnahe Schule, Vom Wesen der wahren Bildung.

Im folgenden seien einige Gedankengänge aus den Vorträgen kurz skizziert.

Zum Problem der Strafe äussert sich Schohaus, dass sie die Reaktion des Erziehers auf die kindliche Verfehlung sei. Sie darf niemals im Affekt, sondern nur aus einer objektiven Haltung vollzogen werden. Sie soll keine Dressur-massnahme sein, die das Kind dazu führt, aus Angst vor der Strafe gut zu handeln. Damit würden wir triebhafte Berechnung und Feigheit fördern. Wir müssen dem Kinde dazu verhelfen, sich durch einen fröhlichen Kampf von Schuld-